

Behinderung ist eine Frage der

Fridolin Schönwiese erhielt heuer bei der DIAGONALE für seinen avantgardistischen Dokumentarfilm „it works“ den Förderungs- und Würdigungspreis 1998 der Kunstsektion des Bundeskanzleramtes. Hannelore Schneeberger und Juliane Buchroithner haben den Filmregisseur interviewt.

Warum haben Sie sich so intensiv mit Behinderung beschäftigt?

Ich habe ein Jahr lang als Zivildienstler in einer Integrationsklasse mitgearbeitet. Abends, als ich Freunden erklären wollte, was ich gemacht habe und was ich erlebt habe, musste ich feststellen, dass ich dies Außenstehenden nicht vermitteln kann. Ich bin beispielsweise drei Stunden neben Gerald am Computer gesessen, er hat einen einzigen Satz geschrieben. Für den Jungen war das eine enorme Leistung; wenn ich das erzähle, könnte ich es nicht so vermitteln, wie es mir im Film gelungen ist. Oder ein anderes Beispiel. Ich beobachtete während einer Schulstunde Valentin, wie er bei einem Kassettenrekorder sitzt und wie unwahrscheinlich rhythmisch er dazu seinen Körper bewegt. In diesem Moment kam mir erstmals der Gedanke, dies zu filmen.

Wie war die Arbeit mit den Kindern?

Ich habe ihnen gezeigt, wie eine Kamera funktioniert und ihnen erzählt, dass mich das sehr berührt, was sie tun, es aber niemandem wirklich erzählen kann. Ich habe sie gefragt, ob sie Lust hätten mit mir einen Film zu machen, und sie waren einverstanden. Ich habe sie zu nichts überredet, sie sollten das tun, was sie tun wollten. Lillian habe ich gefragt, was sie tun möchte. Sie sagte, sie wolle schwimmen. Ich wäre viel zu feige gewesen, ihr das vorzuschlagen – sie hat nur einen Arm. Aber was andere Leute mit zwei Armen tun, tut sie

ganz selbstverständlich, als wäre es die normalste Sache der Welt, mit einem Arm.

Du zeigst vier Kinder, Gerald schreibt am Computer, Lillian schwimmt, Valentin tanzt, und von Michael hört man nur die Stimme. Warum ist das Kind bei diesen Dialogen nicht zu sehen?

Michael wollte nicht aufs Bild. Ich bin dann draufgekommen, dass es wirklich besser ist, weil man sich so auf seine Stimme konzentriert. Hätte ich ihn gezeigt, hätte die Tatsache, dass ihm beim Sprechen der Speichel aus dem Mund rinnt, vom Wesentlichen abgelenkt. Man hätte nicht mehr ihn, sondern nur noch sein Sabbern

gesehen. Das Digital-Ton-Format im Kinosaal suggeriert, er säße mitten drin im Publikum, als sei er direkter Ansprechpartner.

Man wird sich während des Filmes der eigenen Blindheit bewusst ...

Ja, ich habe den Spieß umgedreht. Ich sehe, wie Valentin sich zu Rhythmen bewegt, die ich gar nicht höre. Ich bin der Taube, ich bin der Ausgeschlossene. Oder Gerald mit seiner Langsamkeit. Er kann durch sein reduziertes Tempo viel mehr entdecken als wir mit unserer Geschwindigkeit. Er braucht teilweise Wochen, um einen Satz in den Computer einzugeben. Für den Satz im Film hat er 9 Minuten gebraucht. Wir mit unserer Geschwindigkeit bügeln über alles hinweg. Wenn man aber dieses Tempo zurück-

schraubt, merkt man, dass diese Langsamkeit viel Erlebnisfähigkeit zulässt. Behinderung ist ein relativer Begriff, Behinderung ist



Schauplatz: Integrationsvolksschule Wien, Krottenbachstraße

Ein grauer Betonbunker ist Ausgangspunkt für eine Reise in die Welt des „Behindertseins“, mit der sich der junge Filmemacher Fridolin Schönwiese in seinem dritten Kurzfilm auseinander setzt.

Vier alltägliche Situationen: Musik hören, schwimmen, am Computer schreiben, eine Geschichte erzählen, ausgeführt von Valentin, Lillian, Gerald und Michael, die es trotz ihres körperlichen und geistigen Handicaps schaffen und vollbringen – auf ihre Weise. Eine Weise, die es wert ist, beachtet zu werden, auch wenn sie von den allgemeinen (Geschwindigkeits-)Normen abweicht.

Schönwiese stieß im Zuge seiner Tätigkeit als Zivildienstler auf dieses heikle Thema und setzte seine persönlichen Erfahrungen und Empfindungen in Form dieser avantgardistischen Dokumentation sehr einfühlsam um. Der bewusst in schwarzweiß gehaltene Film besticht unter anderem durch den Wechsel zwischen harmonisch musikalisch untermalten Sequenzen und bedrückenden Dialogszenen im Dunkeln. Es gilt eine fremde Wahrnehmungsform zu entdecken und sich dieser nicht zu entziehen, sondern sie zu verstehen. Schönwiese entwickelt ein gelungenes Spiel aus Nähe und Distanz, wobei er letztere dem Kinobesucher zu nehmen versucht.

Das Interview ist im Zuge des Workshops „Diagonale-Blitzlichter“, eine Kooperation von Diagonale, megascene (die Jugendbeilage der Kleinen Zeitung) und öks club, entstanden.

Öks Magazin Nr. 38, Juni '99

Sichtweise

eine Frage der Sichtweise.

Warum haben Sie sich für einen Schwarz-Weiß-Film entschieden?

Das hat zwei Gründe. Einen technischen – ich wollte den Film mit möglichst geringem Aufwand machen – und einen inhaltlichen – jeglicher Fremdkörper, wie beispielsweise Neonlicht, hätte die intime Nähe zu den Kindern gestört.

Weshalb gibt es im Film keine Aufnahmen in der Schule, in der Klasse?

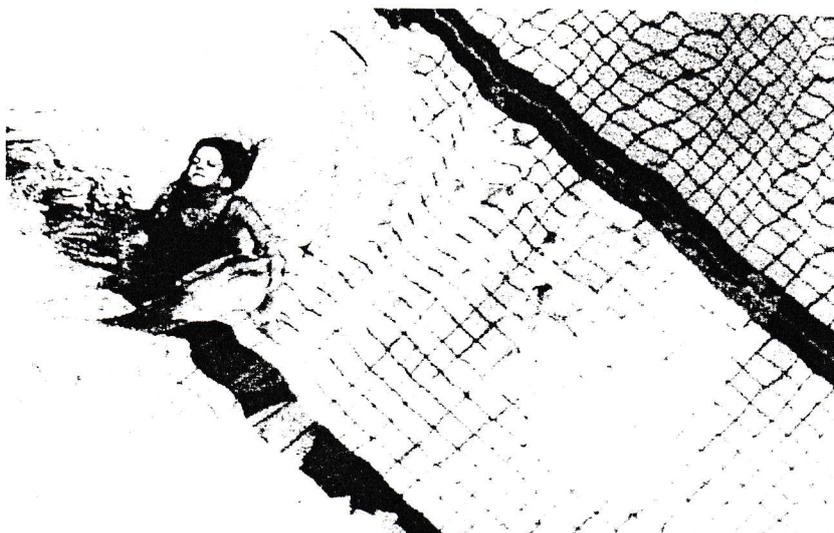
Ich habe bewusst sehr reduziert. Deshalb sind auch keine anderen Kinder zu sehen. Ich habe mich auf den jeweiligen Akt des einzelnen Kindes reduziert. Indem ich die Leute und die ganze Klasse ausgeblendet habe, indem ich den ganzen Trubel vernachlässigte, war es mir möglich zu hören, diese Intensität einzufangen: Lillian im Schwimmbad, die einfach nur schwimmt und alles andere um sich herum vergisst, die einfach nur schwimmt und alles hinter sich lässt, in eine andere Welt schwimmt.

Hat sich durch den Film für die Kinder, für Sie etwas verändert?

Lillian meinte, für sie hätte sich nichts verändert. Sie hätte ja nichts anderes gemacht, als das, was sie immer macht. Aber ich glaube schon, dass der Film für die Kinder aufbauend ist, da sie sehen, was sie zu Stande gebracht haben. Für mich hat sich insofern etwas geändert, als ich versuche, diesen Menschen „normal“ gegenüberzutreten. Dies bestätigt mich auch in der Annahme, dass es absolut sinnvoll ist, wenn Kinder – behinderte und nichtbehinderte – in einem Kindergarten, in einer Klasse gemeinsam aufwachsen. Diese ständige Auseinandersetzung nimmt uns die Hilflosigkeit mit Menschen, die anders sind als wir, umzugehen.

Mit welchen Erwartungen zeigen Sie den Film?

Ich will in diesen zwanzig Minuten erklären, wofür ein ganzer Abend nicht gereicht hätte. Wenn mir das



Was andere mit zwei Armen machen, macht Lillian mit einem Arm – ganz selbstverständlich und so, als wäre es die normalste Sache der Welt. Valentin ist autistisch und bewegt sich zu Rhythmen, die wir gar nicht hören.



Fotos: Friedlin Schönwiese

gelingt, dann ist das der Beweis dafür, welch wunderbares Medium der Film ist. Ich fühle mich bestätigt, wenn Leute mit Freude im Gesicht aus dem Kino kommen. Es gibt für mich keine schönere Anerkennung.

Wie sind Sie auf das Filme-machen gekommen?

Ich bin schon mit dreizehn statt zum Nachmittagsturnen ins Kino gegangen und habe sehr schnell gemerkt, dass mehr dahinter steckt, als sich am Samstagabend zu amüsieren. Ich liebe das Kino. Kino ist etwas ganz Besonderes.

Welche Projekte planen Sie zurzeit?

Zurzeit arbeite ich an einem Science-fiction-Film in sechs Episoden. Er soll-

te im Herbst fertig sein. Nächstes Jahr möchte ich wieder Kontakt zu Kindern aufnehmen, ich würde gerne an einer Fortsetzung arbeiten. Die Herausforderung liegt für mich darin, eine neue Sprache zu finden und sie umzusetzen. Es wird aber kein „it works 2“ werden, schon deshalb nicht, weil sich die Kinder verändert, weiterentwickelt haben. ●

F. Schönwiese: it works. 1998, 35mm, Dolby Digital, 21 min. Vertrieb: Six-pack Film. Für den Schuleinsatz ist „it works“ auf Video kopiert und kann beim öks ausgeliehen werden.

*Kontakt: öks, Gerhardt Ordnung
Tel. 01/523 57 81 DW 26*